

Die Auserwählten

In den Townships von Südafrika vergewaltigen Männer lesbische Frauen, um sie von ihrer Homosexualität abzubringen. Thully Ncube wurde Opfer einer „korrigierenden Vergewaltigung“. Nun kämpft sie mit anderen Frauen gegen die Diskriminierung – im ersten lesbischen Fußballteam Afrikas.

Der Ort, der sie zur Kämpferin machte, riecht nach vollgeschissenen Windeln und nach Benzin. Einen Nachmittag verbrachte sie hier, fand den Schuh ihrer toten Freundin Lee, sah das Blut an den Wänden, auf dem Boden, sah die benutzten Kondome. Kinder hatten Lees Leiche beim Spielen entdeckt, begraben unter einem Müllberg, eine Plastiktüte über dem Kopf, man hatte sie erwürgt mit ihrem eigenen Schuhband, hatte ihr mit Ziegelsteinen ins Gesicht geschlagen. Nokuthula „Lee“ Radebe war 20 Jahre alt, als sie starb. Vergewaltigt und ermordet, weil sie lesbisch war.

Zwei Monate nach dem Mord steht Pinky Zulu, die Kämpferin, am Tatort. Eine Ruine im Süden Johannesburgs, sie hasst diesen Ort, der ihr alle Hoffnung nahm, den Raum, in dem ihre Freundin ermordet wurde, betritt sie nicht mehr. Pinky ist eine Frau mit feinen Gesichtszügen und abrasierten Haaren, eine Frau, die Frauen lieber mag als Männer, 23 Jahre alt, breitbeiniger Gang, die ideale Zielscheibe.

Jede Woche melden allein in Kapstadt zehn Lesben, dass sie vergewaltigt wurden. Mit „corrective rape“, korrigierender Vergewaltigung, sollen lesbische Frauen von ihrer Homosexualität geheilt werden, unter Männern in den südafrikanischen Townships ist es eine verbreitete Handlung. In diesem Jahr wurden drei Frauen ermordet, weil sie lesbisch waren, der letzte Mord liegt nur wenige Wochen zurück. „Nicht mal fünf Minuten von meinem Haus entfernt wurde Lee getötet. Wie soll ich da entspannt weiterleben?“, sagt Pinky Zulu. Die Frage *Bin ich die nächste?* begleitet sie durch den Alltag wie eine Herzrhythmusstörung.

Pinky steht in der Ruine, zwischen verrosteten Raviolidosen und einem toten Falken, unter ihren Sohlen knirschen Glasscherben. „Die

Polizei kümmert sich einen Scheißdreck“, sagt Pinky. Sie zeigt auf das
Zimmer, in dem Lee umgebracht wurde, zeigt auf den Müll, unter
dem die Leiche begraben war. Das Opfer, Lee Radebe, war auf dem
Weg von ihrer Freundin zu sich nach Hause gewesen, als sie
40 überfallen wurde, es war drei Uhr nachts, keine Wolken, kein Mond.
Nachbarn hörten Schreie, aber keiner half. Am Tag nahmen die
Polizisten den toten Körper mit, den Tatort aber sperrten sie nicht ab.
Als Pinky mit einer Bekannten dort hinging, fanden sie den Schuh des
Opfers. Sie brachten ihn zur Polizei und galten als Hauptverdächtige.
45 Bis heute wartet Pinky auf das Ergebnis der Obduktion, bis heute ist
keiner festgenommen, der betreuende Beamte wechselte fünf Mal in
drei Monaten. „Ich habe aufgehört zu hoffen und angefangen zu
kämpfen“, sagt sie.

Jeden Dienstag trainiert sie für ihren Kampf, gemeinsam mit
50 zwölf anderen schwarzen Frauen trifft sie sich im Zentrum der Stadt,
in einer Gegend, in der nur Schwarze auf den Straßen sind. Die
Frauen sprechen Zulu, Xhosa und Sotho, die Stammessprachen, sie
schnalzen, sie knacken, sprechen wild durcheinander. Sie lachen und
klatschen in die Hände, begrüßen sich, als hätten sie sich seit Jahren
55 nicht gesehen. In einem Raum, der an ein muffiges Lehrerzimmer
erinnert, kleiden sie sich ein für ihr anderes Leben: ihr Leben als
Erkorene. „Chosen FEW“ steht auf ihrem Rücken, „die wenigen
Auserwählten“, dann laufen sie durch die Gassen Johannesburgs,
vorbei an Obdachlosen, die Pappe sammeln, vorbei an Wänden, auf
60 denen Werbung für Penisvergrößerungen klebt, vorbei an
schwelenden Müllhaufen. Drei Straßenzüge weiter beginnen die
Auserwählten mit ihrem Training. Nieselregen, sechs Grad, ein
Bolzplatz aus Beton. Drei Eigenschaften muss eine Auserwählte
bringen, um sich für das erste lesbische Fußballteam Afrikas zu
65 qualifizieren: Sie muss schwarz sein; sie muss lesbisch sein; sie muss
Fußball lieben.

Pinky teilt die Mannschaft auf, sechs gegen sechs, sie geben
sich die Namen ihrer Vorbilder. Pinky, die Kapitänin, wird zu
Ronaldo. Mit im Team: Mitspielerin Messi und Mitspielerin Rooney.
70 Die Trainerin pfeift. Ein paar harte Schusswechsel, der Ball donnert

gegen das Gitter, dann passt Messi den Ball an Ronaldo, Ronaldo flankt ihn nach vorn, Rooney köpft, und Tor! Am Spielfeldrand stehen Kinder, die klatschen, wenn ein Tor fällt und die Augen zusammenkneifen, wenn es laut knallt, weil eine Spielerin angeschossen wird. Daneben ein Mann, der den Kopf schüttelt, wenn sie sich Ronaldo oder Rooney nennen. Wenn man die Auserwählten fragt, was Fußball für sie bedeutet, antworten sie: „Zuhause“, „Familie“, „Hoffnung“. Kitschig klingt das nur, wenn man ihre Geschichten nicht kennt.

80 Homosexualität war das große Thema der Frauenfußball-WM in Deutschland diesen Sommer. Es ist kein Geheimnis, dass im deutschen Team mehrere lesbische Frauen spielen. Vor ein paar Jahren gab es mal das Gerücht, dass heterosexuelle Frauen dort nicht geduldet werden. DFB-Präsident Theo Zwanziger sprach in der Presse schon vor der WM immer wieder von seinem „Kampf gegen
85 Homophobie“. Vor Turnierbeginn wurde bekannt, dass Nigerias Nationaltrainerin alle lesbischen Spielerinnen aus ihrem Team verbannt hatte, weil sie „eine dreckige Sache“ seien. Die Zeitungen schrien kurz auf, der Fifa-Verband kündigte Konsequenzen an. Dann
90 vergaß Deutschland das Thema.

 In vielen Teilen Afrikas werden Schwule und Lesben geschlagen, vergewaltigt, getötet. In der Gesetzgebung Sansibars wird Homosexualität mit Mord gleichgesetzt, in Uganda mit dem Tod bestraft, in Teilen Nigerias werden Schwule gesteinigt. Südafrika gilt
95 eigentlich als das San Francisco Afrikas: Das Gesetz verspricht Gleichberechtigung für alle, Homosexuelle dürfen Kinder adoptieren, es ist sogar eins der fünf Länder weltweit, in denen sie heiraten dürfen. Kapstadt ist berühmt für seine Ausgehviertel, die „Gaybourhoods“. Keine halbe Stunde dauert es von der liberalen Welt
100 der Großstädte in die homophobe Welt der Townships, der Wohnsiedlungen am Stadtrand, in die die Weißen die Schwarzen während der Apartheid zwangsumsiedelten. Nirgendwo in der Welt vergewaltigen Männer mehr Frauen als hier, geschätzte 500.000 im Jahr, es ist wahrscheinlicher, dass eine Frau vergewaltigt wird, als
105 dass sie lesen lernt.

In dieser Welt lebt Thully Ncube, 31 Jahre alt, eine Frau, die von hinten aussieht wie ein Mann, die Fußball spielt, seit sie denken kann, Spitzname Messi, Rückennummer 15. „Die 15 ist meine Zahl“, sagt sie, „mein Geburtstag, meine Spielerposition, der Tag, an dem ich
110 vergewaltigt wurde.“ Sie hat müde Augen und ein Lächeln, in dem ein Schneidezahn fehlt.

Sie steht auf dem Platz als Mittelstürmerin Messi, lässt sich austricksen von einer gegnerischen Spielerin, läuft ihr hinterher, vergebens. Immer wieder hört man das Heulen vorbei rasender
115 Polizeisirenen, der Platz ist nur durch ein Gitter von der Hauptstraße getrennt. Rooney hat den Ball, eine Gegnerin kickt ihr ins Schienbein, sie stürzt auf den Beton, kein Pfiff, Rooney brüllt, steht auf, spielt weiter. Das Training der Chosen Few ist hart, die Frauen sind es von früher gewohnt, mit Männern zu trainieren. In den Fußballteams der
120 Townships spielten sie mit ihren Nachbarn, ihren Kinderfreunden, ihren potentiellen Vergewaltigern. Oft sind es die besten Freunde der Lesben, die sie irgendwann „gerade biegen“ wollen, die sie besoffen überfallen. Aus Angst schlossen sich die Frauen vor acht Jahren zusammen, sie waren Außenseiter und ernannten sich zu
125 Auserwählten, sie gründeten die Chosen Few. Ihr erstes Gebot: „Du sollst keine männlichen Freunde haben.“

Heute spielen 25 Frauen im Kader der Chosen Few. Was sie verbindet, sind ihre Probleme: Dass der Mann am Kiosk ihnen keine Zigaretten verkaufen will. Dass sie auf der Straße als *stabanis*
130 beschimpft werden, als Zwitter. Dass ihre Familien nicht mehr mit ihnen sprechen. Dass die Pastoren sonntags in der Kirche predigen: „Gott hat Eva und Adam geschaffen. Nicht Eva und Ada.“

Es ist der Alltag, der sie auf den Kampf auf dem Feld vorbereitet. Der Fußball ist für sie eine Reise in eine Welt, die 105
135 Meter lang und 68 Meter breit ist, eine Welt, in der Lesben Rechte haben und Würde, in der sie sich von ihren Problemen mit einem Torschuss befreien können.

Nach dem Training treffen sie sich in einer Art Selbsthilfegruppe und sprechen über das Leben als schwarze Lesbe.
140 Fünf haben in der Runde von ihrer Vergewaltigung erzählt. Eine

davon ist Thully, Rückennummer 15.

Am 15. Mai 1997 geht Thully, damals 17, wie jeden Donnerstag nach der Schule in die Kirche. Sie singt Gospel, sie betet zu Gott, betet, dass sie sein kann wie die anderen Mädchen in ihrer Klasse, 145 fragt ihn, warum er ihr diesen Fluch auferlegt hat, ein Mann zu sein, gefangen im Frauenkörper. Schon als Kind spielte sie lieber Fußball als mit Puppen, trug lieber Hosen als Röcke. Was eine Lesbe ist, weiß sie damals nicht. In den Schulbüchern gibt es keine Frauen, die Frauen lieben, es gibt sie nicht in der Bibel und es gibt sie auch nicht 150 auf den Straßen von Soweto, der Township, in der Thully lebt. Es ist acht Uhr abends und seit einer Stunde dunkel, als sie sich von der Kirche auf den Heimweg macht. Sie hat keine 20 Cent für das Busticket, also läuft sie die zwei Kilometer. Sie trägt ihre Schuluniform, blaue Hose, weißes Hemd, schlendert die Hauptstraße 155 entlang, links von ihr die Autos, rechts meterhohes Gestrüpp. Sie hört Schritte hinter sich. 20 Cent, denkt sie heute, 20 Cent und sie hätte mit dem Bus fahren können; sie wäre dem Mann mit der schwarzen Sturmmaske nie begegnet.

Er wird sie für immer verändern, sagt er, wird sie zu einem 160 Menschen machen, zu einer echten Frau. Sie ist jetzt bereit, alles zu machen, was er will, alles – sie spürt die Mündung seiner Waffe unter ihrem rechten Schulterblatt, hört, wie der Schlaghammer einrastet. Er zieht sie ins Gebüsch und verwandelt sie. In ungefähr zehn Minuten macht er aus einem unsicheren Mädchen eine Frau, die sich für immer 165 gelähmt fühlen wird.

Er befiehlt ihr, die Hose aufzumachen, drückt sie mit dem Bauch auf den Boden, mit dem Gesicht in den Dreck. Thully, die noch nie mit einem Mann geschlafen hat, die Sex nur aus dem Fernsehen kennt, wird vergewaltigt. Sie weint, sie schreit, das nächste Haus ist 170 hunderte Meter entfernt.

Als es vorbei ist, bleibt Thully liegen. Sie fühlt keinen Schmerz, keinen Hass, nur Schuld. Der Täter rennt davon. Ich bin schuld, denkt Thully, als sie aufsteht, ihre blutverschmierte Hose hochzieht. Schuld, schuld, schuld. Zuhause schließt sie sich im Badezimmer ein, schrubbt 175 das Blut und das Sperma aus ihrer Schuluniform, stellt sich unter die

kalte Dusche.

Sie legt sich ins Bett, aber kann nicht schlafen, sie nimmt ein Buch in die Hand, aber kann nicht lesen, sie geht am nächsten Tag zur Schule, aber kann nicht denken. Die nächsten Wochen schweigt
180 Thully. Die Mutter fragt nicht, was los ist, die Oma nicht, auch ihre drei Geschwister nicht. Sie wird von einer Einserschülerin zu einer, die sitzen bleibt. Als die Lehrerin fragt, was los ist, bricht in Thully ein Damm. Es strömt aus ihr heraus: dass sie im falschen Körper geboren ist, dass sie Frauen mag, dass ein Mann mit schwarzer
185 Sturmmaske sie vergewaltigt hat. Die Lehrerin nimmt sie in den Arm, schickt sie ins Krankenhaus. Drei Monate sind seit der Vergewaltigung vergangen.

„Du bist schwanger“, sagt der Arzt. „Aber dein Kind ist tot.“
Thully, das christliche Mädchen, das zwei Mal die Woche in die
190 Kirche geht, verliert ihren Glauben. Ihren Glauben an Gott, ihren Glauben an Fußball. Das Einzige, woran sie glaubt, ist ihre Schuld. *Ich bin schuld, dass mein Baby tot ist.* Sie verhängt über sich die Todesstrafe: Trinkt einen Liter Grillanzünder – und wacht im Krankenhaus auf. Einen Monat später schluckt sie alle Tabletten, die
195 sie finden kann. Wieder erwacht sie im Krankenhaus. Es ist der Wendepunkt in Thullys Leben. „Gott will, dass ich überlebe. Ich soll kämpfen.“

Die Chosen Few machten aus Thully, der gebrochenen Seele, eine wütende Kämpferin. Seit der Gründung spielt sie im Team. Wenn
200 sie sich heute selbst vorstellt, 14 Jahre nach der Vergewaltigung, sagt sie: „Ich bin lesbisch und ich bin stolz.“ Erst bei den Chosen Few hat sie das Wort gelernt – lesbisch. Ein Wort, das keine Bedeutung hat in den Polizeistatistiken. Dort macht es keinen Unterschied, ob die Frau, die vergewaltigt wurde, homosexuell ist oder nicht. Lesben sollen
205 verschwinden in den Aktenbergen der Bürokratie. Fragt man die Polizisten, wieso sie in der Anzeige nicht registrieren, dass die Vergewaltigte eine Lesbe ist, sagen sie: „A rape is a rape“, eine Vergewaltigung ist eine Vergewaltigung.

„Es hat dir doch Spaß gemacht, mal so richtig durchgenommen
210 zu werden“, sagte ein Polizist zu einer Mannschaftskameradin von

Thully, die ebenfalls vergewaltigt wurde. Thully meldete ihren Fall nicht bei der Polizei. „Kein Blut, kein Sperma, keine Beweise. Ich habe sie gewaschen“, sagt sie.

Schätzungen zufolge erstattet nur eine von neun vergewaltigten Frauen in Südafrika Anzeige. Und nur fünf Prozent der angezeigten Fälle enden mit einer Festnahme. Von 500.000 Vergewaltigern jedes Jahr landen drei im Knast. Hilfsorganisationen sagen, dass „corrective rape“ in den letzten Jahren zu einer Art Trendsport unter jungen, südafrikanischen Männern geworden ist. Kaum eine Zeitung schreibt mehr darüber, wenn eine Lesbe zu Tode vergewaltigt wird, für die Medien ist es so unwichtig wie ein Verkehrstoter in Deutschland. Es gibt ein Loch in den Lehrbüchern, den Polizeistatistiken, den Medien. Die Chosen Few wollen es stopfen. Für die Frauen ist Fußball nicht nur Zuhause, Familie, Hoffnung. Es ist auch Politik, es ist
225 Aktivismus.

Wenn sie nicht als Team auf dem Platz stehen, tragen sie ihren Kampf auf die Straßen der Townships. Ein Donnerstagmorgen, neun Uhr, die Frauen demonstrieren. Sie halten Schilder in die Luft, *WE ARE PISSED OFF WOMEN* steht darauf, sie tragen T-Shirts, die mit
230 „100% lesbian“ bedruckt sind, und „102% lesbian“. Sie demonstrieren, weil an diesem Tag vor vier Jahren ein lesbisches Paar ermordet wurde. „Während der Apartheid mussten wir uns verstecken, weil wir schwarz sind. Jetzt müssen wir uns verstecken, weil wir lesbisch sind“, sagt Pinky Zulu, die Kapitänin. „Ich habe keinen Bock
235 mehr auf dieses Spiel.“ Sie singen Resistance-Songs aus der Zeit der Apartheid, es erinnert mehr an einen Gesangsverein, der durch die Straßen zieht, als an wütende Protestler.

Wenn man die Menschen am Straßenrand fragt, was sie von diesen Frauen halten, sagen sie:

240 „Wo in der Bibel steht geschrieben, dass Frauen Frauen lieben? Die kommen aus Sodom und Gomorrha!“

„Diese Frauen muss man ändern, man muss sie korrigieren.“

„Wäre meine Tochter eine Lesbe, dann würde ich sie umbringen. Umbringen.“

245 Eine Familie steht vor ihrem Haus und schmeißt mit Steinen auf

die Demonstrantinnen.

„Kriminelle“, sagt Pinky Zulu, die Kapitänin. „Diese Menschen vergewaltigen, sie morden. Meine Sünde, Frauen zu lieben, ist klein gegen ihre.“ In den letzten Jahren konnte sie dabei zusehen, wie ihre
250 Freundinnen ausgelöscht wurden und nichts passierte. Vor fünf Jahren Zoliswa, sie war 19. Vor drei Jahren die südafrikanische Fußball-Nationalspielerin Eudy Simelane, sie war 31. Seit Ende Februar drei weitere Tote. Es werden immer mehr. Pinky träumt davon, eines Tages im Gericht zu arbeiten, sich um die Fälle der ermordeten Lesben zu
255 kümmern. Wenn sie könnte, sagt Pinky, würde sie gerne mal Jacob Zuma treffen, den südafrikanischen Staatspräsidenten. Er sagte, dass er als junger Mann jeden geschlagen habe, der schwul war, und dass die Homo-Ehe eine Schande für seine Nation und vor Gott sei. Pinky würde Jacob Zuma gern fragen, was er tun würde, wenn seine Tochter
260 lesbisch wäre.

Vor der Polizeiwache bleiben die Chosen Few für die nächsten zwei Stunden stehen, sie singen, bis sie keine Stimmen mehr haben, sie tanzen, bis sie sich erschöpft auf den Boden fallen lassen. Zwischendurch fährt ein Streifenwagen vorbei, aus dem ein Polizist
265 ruft: „Protestiert lieber gegen die zu hohen Strompreise!“

Nach der Demo geht Pinky Zulu mit ihrer Freundin zu einer Imbissbude, sie bestellen Burger und Cola, reden miteinander, als wären sie Kollegen. Erst als sie nach Hause gehen und die Tür hinter sich schließen, werden sie zum Liebespaar. Nehmen sich an der Hand,
270 umarmen sich, küssen sich. „Sowas auf offener Straße zu machen, ist lebensgefährlich“, sagt Pinky.

„Selbstüberwachung“ nennen Hilfsorganisationen das. Weil die Frauen sich nicht sicher fühlen auf der Straße, sperren sie sich in ihr Zuhause ein wie in einen Käfig, gehorchen ihren selbstgemachten
275 Sicherheitsregeln. Zweites bis fünftes Gebot der Chosen Few: „Liebe deine Freundin nicht in der Öffentlichkeit. Sei immer vor der Dämmerung zu Hause. Gehe abends nicht aus. Sei nie allein unterwegs.“

Immer wenn Thully Ncube, Rückennummer 15, nach Hause
280 kommt, bereut sie es, auf der Straße gewesen zu sein. Die Blicke der

Passanten, die Sprüche. Meistens sitzt sie, wie jetzt, in ihrem dunklen Zimmer, das drei Schritte lang, drei Schritte breit ist, und guckt fern.

„Unsere Gesellschaft tut so, als sei lesbisch sein ein Hobby“, sagt Thully. „Ich will mich ändern, aber ich kann nicht. Ich bin so geboren.“

285

Mehrmals im Monat kommen die Flashbacks, dann ist nachts wieder der 15. Mai 1997 für Thully. Dann klebt das Blut wieder an ihrer Hose und sie wacht auf, schweißgebadet, fühlt sich schuldig.

„Ich wünschte, der Typ hätte mich umgebracht“, sagt sie. „Die

290

Frauen, die vergewaltigt und dann ermordet wurden, müssen nicht ewig mit diesem Schmerz leben.“

Nach den zwei Selbstmordversuchen beschloss Thully zu kämpfen. Aber ihr eigenes Leben wurde zum größten Gegner. Sie schaffte ihren Schulabschluss nicht. Verlor ihren Job als Kassiererin

295

im Supermarkt. Die Mutter warf sie aus dem Haus. Das Einzige, woran sie sich festhielt, war der Wunsch nach einem Kind. Sie wollte einen Ersatz für das Baby, was sie verloren hatte. Für eine künstliche Befruchtung war sie zu arm, für eine Adoption war sie mit Anfang 20

300

zu jung. In einer Bar sprach sie mit einem älteren Bekannten darüber, er sagte, er wolle ihr ein Kind machen. Sie schlief mit ihm und weinte dabei. In den Wochen danach hoffte sie, ihre Regel nicht zu kriegen. Sie spielte wieder Fußball, sie durfte wieder zu Hause einziehen, ihr Bauch wurde kugelrund. Zu dem Vater des Kindes hat sie seit der Nacht keinen Kontakt.

305

„Barcelona?“, fragt Thully, „Villa!“, schreit ihre Tochter.

Deutschland? Lahm! England? Beckham! Chosen Few? Thully!

Thully und ihre Tochter sitzen im Garten auf dem Rasen, Halbzeit, sie spielen Fußballer-Raten. Thullys Mutter und Großmutter sitzen auf Plastikstühlen daneben und hören zu. Rechts und links trennen

310

menschenhohe Betonmauern sie von den Nachbarn. Spricht man die Mutter darauf an, dass Thully auf Frauen steht, ignoriert sie das.

Thullys Tochter ist acht Jahre alt, ein hübsches Mädchen mit Rastazöpfen bis zu den Schultern, Glitzerohrringen und Sternchen-T-Shirt. Sie heißt *Nobuhle*, Schönheit. „Sie hat mir das Leben gerettet“,

315

sagt Thully. Thully lächelt nicht, wenn sie zu jemandem Hallo sagt,

sie lächelt auch niemals für ein Foto. Nur wenn sie mit ihrer Tochter redet, lächelt sie. Als Thully sie fragt, was sie mal werden will, sagt die Kleine: Fußballerin. Ihre Lieblingsmannschaft sind die Chosen Few, ihr Vorbild ist Thully. Mutter und Großmutter hören das,
320 schütteln ihre Köpfe, sagen: Nein!, fragen: Wieso?

Nobuhle springt auf und will weiter Fußball spielen, Thully stellt sich als Torwart an die Betonmauer. Ihr Spielfeld ist so groß wie ein Boxring, die Seitenlinien: eine Wäscheleine und eine Hauswand. Die Kleine tunnelt, der Ball bufft gegen den Beton, Tooor!, brüllt sie.
325 Sie tanzt und ihre Mutter tanzt mit. In der Öffentlichkeit darf Nobuhle nicht Fußball spielen, Thully verbietet es ihr. Nachbarn könnten sonst denken, die Tochter sei lesbisch. „Das wünsche ich ihr nicht“, sagt Thully. „Das wünsche ich niemandem.“